

Was Christ sein ausmacht Jesu Botschaft in heutiger Zeit

Sie wissen es vielleicht auch noch aus Ihrem Religionsunterricht:

Angenommen, ein Mensch lernt erst am Ende seines langen Lebens den christlichen Glauben kennen. Dann freilich findet er ihn so überzeugend, dass er sich sofort taufen lässt – gerade noch rechtzeitig, ehe er aus lauter Freude und Aufregung an seinem Tauftag an einem Herzschlag stirbt, dann – so haben wir gelernt und an dieser Überzeugung hat sich bis heute in der Lehre unserer Kirche nichts geändert! –, dann kommt dieser Mensch sofort in den Himmel, gleichgültig was für ein Leben er vorher geführt hat.

Was meinen Sie: Wäre es wohl möglich, dass dieser „alte Heide“ es dennoch bedauern könnte, erst *am Ende* seines Lebens auf Jesus gestoßen zu sein? Gibt es wohl etwas, das unser Leben *von vornherein* entscheidend erleichtern *würde* und voranbringen *könnte* und das wir bei niemandem so gut lernen können wie bei Jesus – bei Jesus von Nazareth?

Oder anders gefragt: Wenn man auch ohne getauft zu sein unbestreitbar anständig leben und ein guter Mensch werden kann, weshalb wäre es dennoch schade, wenn Jesus von Nazaret – sein Leben und seine Botschaft – immer mehr vergessen würde? (Und wir sind ja auf dem besten Weg dazu:

Vielleicht erinnern Sie sich noch an eine Umfrage vor dem diesjährigen Osterfest: An die 50 % der Befragten wussten nicht mehr, was an Ostern gefeiert wurde. Und nicht besser war es an Pfingsten: Nur noch 25 % der Befragten wussten, dass Pfingsten etwas mit Christi Himmelfahrt und mit dem Heiligen Geist zu tun hat!)

Weshalb sollten wir uns mit diesem Trend nicht abfinden? Was ginge uns und unseren Kindern an Wichtigem verloren, wenn man Jesus vergessen würde? Was können wir ganz allgemein von Jesus für unser gegenwärtiges, *irdisches* Leben lernen?

1. Was können wir von Jesus nicht mehr übernehmen? Wo ist Jesus heute überholt?

Wenn wir verstehen wollen, Welch bleibende Bedeutung Jesu Leben und Botschaft hat, dürfen wir *eines* nie aus den Augen verlieren:

Wir Menschen leben normalerweise und ganz selbstverständlich als Kinder unserer jeweiligen Zeit. Deshalb sind auch wir heute – wenn wir ehrlich sind – weithin davon abhängig, was „man“ so denkt: in der Politik und Wirtschaft, aber auch in der Kirche, und was man so sieht und liest: im Fernsehen und in der Presse. Es ist für uns ganz natürlich, mit der Zeit zu gehen.

Gewiss, auch dann, wenn wir nicht allzu sehr hinter unserer Zeit herhinken möchten, haben wir für unsere persönlichen Entscheidungen noch immer einen großen Spielraum: Wir können beispielsweise eher der CDU oder der SPD oder auch den Grünen uns zuneigen; wir halten vielleicht mehr von diesen als von jenen diskutierten Reformen – doch bei all diesen möglichen Unterschieden achten wir wohl alle mehr oder weniger darauf, dass man uns *eines* nicht vorwerfen kann:

von *gestern* zu sein und kein Gespür dafür zu haben, was heute im Blick auf morgen notwendigerweise zu tun wäre, wenn wir nicht unsere *Zukunft* verspielen möchten.

Deshalb bewegt sich auch unser Denken und Planen normalerweise im Großen und Ganzen im Rahmen *unserer* Zeit, im Einzelnen freilich ist es dann auch davon abhängig, was *wir* uns heute persönlich denken und vorstellen können.

Und so war es – sagt uns die Geschichtswissenschaft – eigentlich zu jeder Zeit und an allen Orten: auch im Mittelalter und auch in der Antike, in Rom ebenso wie in Griechenland oder in Ägypten – oder auch in Palästina. Man dachte als „Kind seiner Zeit“: Der römische Kaiser mit

seinen Beratern nicht weniger als der Hohepriester in Jerusalem mit dem Hohen Rat – oder eben auch Jesus von Nazaret.

1.1 Jesus im Einflussbereich Johannes des Täufers

Wenn wir etwas mit Sicherheit von Jesus sagen können, dann dies: Nach dem Zeugnis des ältesten Evangeliums, des Markus-Evangeliums, war Jesus als Mann des 1. Jahrhunderts und als Glied des jüdischen Volkes in Palästina ganz offensichtlich in den Einflussbereich Johannes des Täufers geraten. Denn ganz gewiss hätte Jesus seinen Beruf nicht ruhen lassen und sich von Nazaret in Galiläa hinab an den Jordan begeben, um sich dort von Johannes taufen zu lassen, wenn nicht auch er sich vom Täufer angesprochen gefühlt hätte.

Die Grundbotschaft des Täufers aber lautete:

„Wir sind am Ende. Die Zeit ist voll; denn schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt!“ (Vgl. Mt 3,10)

Diese Botschaft hatte auch Jesus von Johannes gehört, und er hatte ihr – anders als beispielsweise seine übrige Familie – er hatte dieser Botschaft *geglaubt*. Deshalb wird uns im ältesten Evangelium als Erstes von Jesus berichtet:

„In jenen Tagen kam Jesus aus Nazaret in Galiläa und ließ sich von Johannes im Jordan taufen.“ (Mk 1,9)

Jesus war also in der Einschätzung seiner Gegenwart ganz wesentlich von Johannes dem Täufer beeinflusst. Und deshalb ging Jesus logischerweise davon aus, dass es für sein Volk – wie für alle Welt – keine große Zukunft mehr geben werde, die geplant und gestaltet werden müsste.

Es ist daher nicht einfach nur ein Zufall, dass Jesus sich weder für die Politik interessierte, noch sich ernsthaft um die Wirtschaft und um die gesellschaftlichen Zustände innerhalb seines Volkes kümmerte. Weil es in Jesu Augen keine große Zukunft mehr gab, zeigten sich „Politik – Wirtschaft – Gesellschaft“ in Jesu Denken als „weiße Flecken“. Weder berührten sie ihn noch wurden sie von Jesus berührt.

Doch eben hier hat sich Jesus *getäuscht*! Es war eine falsche Voraussetzung, als Jesus – nicht anders als viele seiner Zeitgenossen – unter dem Einfluss Johannes des Täufers und im Vertrauen auf ihn davon ausging: „Die Zeit ist voll!“

Schon die ersten christlichen Gemeinden mussten sich 30, 40 Jahre später mit der Tatsache auseinandersetzen, dass die Zeit keineswegs voll war, sondern weiter ging Jahrzehnt um Jahrzehnt. Und wir *wissen* es heute sehr genau: Vom Ende der Zeit sind wir noch weit entfernt, die Zeit geht noch unabsehbar weiter – oder etwas moderner ausgedrückt: Die Evolution ist noch keineswegs abgeschlossen.

Als Jesus seine Botschaft mit dem Ruf begann: „Die Zeit ist voll!“, da hat sich Jesus *geirrt*, und deshalb können wir all das nicht einfach kurzschnellig von ihm und aus den Evangelien übernehmen, was mit Jesu Einschätzung seiner Zeit zusammenhängt. Davon unberührt bleibt freilich *der Kern* von Jesu Botschaft – das, worauf es Jesus letztendlich angekommen war.

Nur wenn wir uns dies klar machen und eingestehen, hat uns Jesu Botschaft auch heute noch etwas zu sagen; denn für Jesus ging es bei aller zeitgebundenen Problematik und „Einfärbung“ *im Grunde* immer nur um die Frage: Wie sollen wir leben, wenn wir *das Ende* ernst nehmen, auf das wir alle zugehen? Wie müssen wir leben, wenn wir am Ende *sinnvoll* gelebt haben wollen?

Doch ehe wir hier im Blick auf Jesus und seine Botschaft weitergehen, würde ich gerne eine Art Zwischenblock einschieben. Ich hoffe auf Ihr Einverständnis – zumal uns dieser „Zwischenblock“ zugleich einen neuen Zugang zu Jesu Leben und Wirken eröffnen dürfte!

1.2 Wir leben nicht unter einer „Käseglocke“

In einem europaweit einmaligen, mehrjährigen Forschungsprojekt wurde in den 90er Jahren unter Leitung des Soziologen Prof. Dr. Hubert Knoblauch – damals Konstanz, heute Zürich – eine repräsentative Umfrage nach so genannten Todesnäherfahrungen in West- und Ostdeutschland

durchgeführt. Zu diesem Zweck wandte sich die Untersuchung nicht von vornherein an Menschen, die entweder schwer verunglückt oder gar bereits klinisch tot waren oder wenigstens einen Herzstillstand erlebt hatten. Es wurden vielmehr nach einem statistisch errechneten Schema 2044 Menschen mittels einer Zufallsstichprobe aus der über 80 Millionen umfassenden Gesamtbevölkerung der BRD ausgewählt und interviewt.

Dabei zeigte sich nach einer kritischen Sichtung der Antworten als Erstes, dass 4,3 % der Befragten sicher waren, eine derartige Erfahrung gemacht zu haben. Das bedeutet: Wenn wir nicht in diesem *einen* Fall die Seriosität und Brauchbarkeit derartiger statistischer Erhebungen von vornherein ausschließen, dann können wir begründet davon ausgehen, dass etwa 3,3 Millionen Menschen in unserem Land eine so genannte Nahtoderfahrung am eigenen Leib erlebt haben – und zwar ungefähr gleich viele Männer wie Frauen und unabhängig davon, welchem Glauben sie angehören und in welchem Teil der BRD sie leben.

Noch wichtiger aber war bei dieser Erhebung, dass die Betroffenen sich durch den Begriff „Nahtoderfahrung“ nicht hatten verleiten lassen. Sie mussten nicht sterbenskrank oder gar klinisch tot gewesen sein, um *für sich* zu wissen, dass sie sich am Ende, an der äußersten Grenze ihres Lebens befunden und eine Wirklichkeit wahrgenommen hatten, die uns normalerweise *unbewusst* bleibt. Sie hatten *erlebt*, was der Soziologe(!) Prof. Knoblauch als Fazit seiner Untersuchungen so formuliert:

„Dass Menschen Nahtoderfahrungen machen, scheint ein dem Menschen eigenes Vermögen zu sein – des Vermögens, eine transzendenten Wirklichkeit wahrzunehmen, die anders ist als das, was unser Organismus an Reizen aufnimmt. Dieses Vermögen scheint zum Wesen des Menschen zu gehören. Was aber dann als transzendenten Wirklichkeit erfahren wird, wie die Inhalte aussehen, [d.h.: welche *Bilder* sich in unseren Gehirnen einstellen, wenn wir von dieser jenseitigen Wirklichkeit angerührt wurden], das lernen wir von unseren Mitmenschen, von der Kultur und dem Leben selbst.“ (Hubert Knoblauch, Berichte aus dem Jenseits. Mythos und Realität der Nahtod-Erfahrung. Freiburg² 1999, 193f)

Einer, der sich gegenwärtig in Deutschland *als Naturwissenschaftler* sehr intensiv mit diesen Grenzerfahrungen beschäftigt, ist der (inzwischen emeritierte) Professor für Mathematik Dr. Günter Ewald.

Er hatte vor 5 Jahren, im Mai 1998, in der Zeitschrift „Weltbild“ eine Annonce aufgegeben, dass er sich für solche so genannten Nahtoderfahrungen interessiere – und er erhielt ungeahnt viele Zuschriften, denen er dann einzeln nachging und die er anschließend wenigstens zum Teil in zwei Büchern veröffentlichte.

Das erste, inzwischen nicht mehr erhältliche Buch erschien 1999 unter dem Titel: „*Ich war tot*“. Ein Naturwissenschaftler untersucht Nahtod-Erfahrungen.

Das zweite erschien 2001 unter dem Titel: *An der Schwelle zum Jenseits*. Die natürliche und die spirituelle Dimension der Nahtoderfahrungen.

Aus diesen beiden Büchern möchte ich Ihnen *auszugsweise* drei beispielhafte Erlebnisse vorlesen, um dann zu unserem eigentlichen Thema zurückzukehren.

Das erste Erlebnis wird von einem Mann aus Fürth – Günther Düthorn, geb. 1939 – berichtet. Er hatte im Alter von 12 ½ Jahren einen Unfall mit seinem Fahrrad, der so schwer war, dass der Notarzt gerufen werden musste.

„Der Notarzt erschien mit seinem Koffer und ich sah, wie eine Infusion angelegt wurde. Auf einmal schwebte ich wie durch einen langen dunklen Tunnel. Am Ende desselben wurde es zusehends heller und ich gelangte in ... [einen] unendlichen, weißen Raum. Mir begegnete eine große, weiße, Güte ausstrahlenden Gestalt. Ohne den Gebrauch von Worten war ein Dialog möglich. In meinem Inneren war ich gewiss, das muss der Christus sein, obwohl ich nicht zu fragen wagte. Er strahlte so viel Liebe und Zuwendung aus, dass ich vor Glück und Wohlbefinden glaubte, bersten zu müssen. Später traten noch andere Geist-Lichtwesen dazu, welche in ihrer Intensität nicht so stark waren. Auch mit ihnen war ein Gedankenaustausch ohne Worte möglich. Wie in einem Film sah ich viele wichtige Stationen meines Lebens vor mir. Parallel zu den Bild-

Ereignissen erlebte ich die ‚moralische Wertung‘ derselben, weniger nach gut und böse, sondern nach dem, was sie an Leid und Freude bei anderen ausgelöst haben. Eines der Bilder konnte ich nach vielen Jahren auf einer Photographie aus meiner frühen Kindheit bis ins Detail wieder erkennen. Einerseits erlebte ich Bild nach Bild, dennoch waren sie alle gleichzeitig da. Es gab weder Raum noch Zeit.“ (An der Schwelle des Todes, S. 16f)

Eine Erfahrung ähnlicher Art entnahm Prof. Ewald am 10. 8. 2000 dem Internet: Eine australische Ärztin jüdischen Glaubens, Dr. Rene Turner, wurde im Februar 1982 nach einem schweren Verkehrsunfall für tot erklärt. Sie überlebte jedoch und lag zehn Tage im Koma. In dieser Zeit hatte sie ein intensives Nahtoderlebnis, in dessen Verlauf die Lichtgestalt sie auf ihren Lebensfilm hinwies:

„Er stand neben mir und veranlasste mich, nach links zu schauen, wo die weniger läblichen Abschnitte meines Lebens abgespult wurden. Ich durchlebte jene Augenblicke noch einmal und fühlte nicht nur, was ich getan hatte, sondern auch die Verletzungen, die ich verursacht hatte. Von einigen hätte ich nie gedacht, dass es solchen Schmerz bereitete. Ich war überrascht, dass einige Dinge, über die ich hätte bekümmert sein können, wie etwa ein Ladendiebstahl von Schokolade in meiner Kindheit, nicht zu sehen waren, während gelegentliche Bemerkungen, die mir unbekannte Verletzungen hervorgerufen hatten, nunmehr zählten. Als die Schuld auf mir lastete, wurde ich auf solche Ereignisse gelenkt, die anderen Freude bereitet hatten, obgleich ich mir unwürdig vorkam. Es schien, die Waage schlug zu meinen Gunsten aus. Ich empfing große Liebe.“ (An der Schwelle des Todes, S. 135)

Der letzte Bericht stammt von einer 44 Jahre alten Frau, Ursula Laufs, einer Millionärin, die nach New York geflogen war und in der 29. Straße an einer Party teilgenommen hatte. Dabei erlitt sie einen Herzanfall, der infolge ihres angeborenen Herzklappenfehlers eine sofortige Operation nötig machte. Bei der Narkosevorbereitung machte sie zum dritten Mal eine sehr intensive Erfahrung:

„Zuerst kamen wieder das goldene Licht und das Glückgefühl. Dann aber wurde das Bild deutlicher. Zum hellen, strahlenden Glücksgefühl kam von unten ein schwarzer Streifen. Er floss und waberte hin und her. Zog sich zusammen, fiel wieder auseinander, strudelte wie Schlieren durch das goldene Licht – es war, als würden zwei Mächte gegeneinander streiten. Dann zog sich das Schwarz zusammen. Es wurde zu einem Bild: Umrisse wie ein Scherenschnitt gegen das goldene Licht. Eine große Figur in einem Umhang. Um die große, schwarze Figur scharten sich viele kleine. Wie Schafe um ihren Hirten... Ich wusste: Das ist der Tod! Der wartet auf dich. Er sammelt Seelen ein. Und da wollte ich ihm folgen. Ich war bereit... Aber dann schob sich ein anderes Bild in den Vordergrund: eine große Schriftrolle. Und diese Rolle war leer. Total leer. Plötzlich wusste ich: Das ist dein Leben! Du hast noch nichts Wichtiges getan, was aufgezeichnet wurde. Du bist ein unbeschriebenes Blatt! Du hast noch gar nicht gelebt. Also darfst du auch noch nicht sterben... Es war, als würde der Schattenriss meine Entscheidung akzeptieren. Denn plötzlich wuchs von der Figur mit dem Umhang ein Steg hinüber ins Licht... Die Figur drehte sich um und ging mit den kleinen Figuren direkt hinein ins Licht. Bis alles nur noch golden war...!“ („Ich war tot“, S. 43f)

Allem Anschein nach können wir Menschen *das Ende* unseres Lebens vorwegnehmen, d.h. jenen Moment, wo wir mit jener Wirklichkeit in Berührung kommen, in die hinein unser Leben einmündet. Und so können jene Menschen, die aus welchen Gründen auch immer ein derartiges ‚Nahtoderlebnis‘ haben, schon heute erfahren, was wir wohl ganz allgemein in dem Moment des Übergangs empfinden und erleben werden.

Freilich, hier erwarten uns zunächst noch sehr ernst zu nehmende Einwand – zum einen von Seiten der Tiefenpsychologie. Denn ohne Zweifel lassen sich – wie mir ein „Mann vom Fach“, der Mediziner und Psychoanalytiker Prof. Henseler von unserer Tübinger Universität noch vor kurzem bei einem Besuch in einem freundschaftlichen Gespräch ausführlich erklärte - ;

ohne Zweifel lassen sich derartige so genannte Nahtoderfahrungen mit guten Gründen tiefenpsychologisch erklären. Bei derartigen Visionen könnte der oder die Betroffene durchaus

irgendwelche bedrohlichen Umstände im Sinn einer Wunschvorstellung bearbeiten. Es können hier nach Ausweis vieler konkreter Fälle Phantasien zu Hilfe gerufen worden sein, die ein bestimmtes Geschehen weniger bedrohlich machen bzw. zu einem (befreienden, erlösenden) Glückgefühl führten.

Eine derartige innerpsychische Deutung ist freilich – nach Prof. Henselers eigenen Worten – nun auch nicht unbedingt zwingend.

So meint beispielsweise der Neurologe und Psychiater Dr. Schröter-Kunhardt, in seinem Aufsatz „Nahtoderfahrungen aus psychiatrisch- neurologischer Sicht“ folgenden Schluss ziehen zu können:

„Tatsächlich verweisen die paranormalen Leistungen von Lebenden und Sterbenden und ihr vermehrtes Auftreten im Rahmen von religiösen Erlebnissen (im Sterben) selbst bei areligiösen Menschen auf einen Zeit- und Raum unabhängigen und somit unsterblichen Anteil der menschlichen Psyche. Die Nahtoderfahrungen bereiten die Psyche somit in einem letzten über das Gehirn vermittelten Akt auf ein Weiterleben eben dieser Seele in einem religiösen Jenseits vor. Religiös-mystisches (NTE-)Erleben beruht dabei auf einer anhand der Nahtod/ Außer-Körper-Erfahrung nachgewiesenen biologisch angelegten Matrix, die durch keine Theorie hinwegerklärt werden kann und elementarer Bestandteil der menschlichen Psyche ist.“ (In: H. Knoblauch / E.-G. Soeffner, Todesnähe. Interdisziplinäre Zugänge zu einem außergewöhnlichen Phänomen. Konstanz 1999, 65 – 99,97)

Mit dieser *positiven* Interpretation sind wir freilich noch nicht „aus dem Schneider“; denn es gibt auch noch eine zweite Seite, die derartigen ‚Nahtoderlebnissen‘ mit Skepsis, ja mit Ablehnung begegnet: Mediziner – Neurobiologen und Neurophysiologen -, die der Überzeugung sind, dass sich derartige ‚Nahtoderlebnisse‘ schlicht und einfach durch besondere physiologische Vorgänge im menschlichen Gehirn erklären lassen.

Einen guten Überblick über diese Position bietet (in der Reihe: Spektrum der Wissenschaft) die neueste Nummer des Magazins „Gehirn und Geist“ vom Mai/Juni 2203. Sie trägt den Titel „Hirnforscher ergründen den Mythos Nahtod“.

Man *kann* also mit guten Gründen derartigen Berichten, wie ich sie Ihnen vorgelesen habe, mit Skepsis und Ablehnung begegnen. Wenn ich dennoch jener Seite zuneige, die in diesen Erlebnissen echte Transzendenzerfahrungen – „An der Schwelle zum Jenseits“ – erblickt, dann nicht, weil ich als Theologe an ein Jenseits glauben müsste. Vielmehr: Es hat sich in mir im Lauf der Zeit einfach mehr und mehr die Überzeugung verstärkt, dass die Wirklichkeit des Lebens nicht einfach an den Rändern unseres Kosmos endet, dass wir vielmehr von einer Wirklichkeit umgeben sind und getragen werden, die weiter und tiefer ist als die uns vertraute dreidimensionale Welt. Deshalb scheint es mir nicht unvernünftig zu sein, mit derartigen Transzendenzerlebnissen zu rechnen, wie wir sie vorher gehört haben und wie sie beispielsweise Prof. Ewald in seinen beiden Büchern dokumentiert hat.

Freilich, wenn wir nun darauf achten, wie die drei eben zitierten Menschen *ihre* Grenzerfahrung erlebten, dann scheint sich zunächst ein Widerspruch zu unserem traditionellen christlichen Glauben zu ergeben; denn dann werden wir in jenem Moment an der Grenze nicht einem *fremden* Gericht unterworfen. Dann werden wir, bildlich gesprochen, nicht vor einem *fremden* Richterstuhl stehen, von dem her über den Wert unseres Lebens entschieden wird, so dass wir dann auf die Nachsicht und die Barmherzigkeit dieses Richters hoffen müssten. Es spricht vielmehr alles dafür, dass es dann darum gehen wird, was *wir* nach unserem eigenen Urteil aus unserem Leben über diese Grenze hinweg „mitnehmen“ wollen und mitnehmen können.

So gesehen – und damit kehren wir zur Bibel, zu den Evangelien zurück – so gesehen würde es dann auch bei uns jeden Tag aufs Neue um das gleiche Problem gehen, das Jesus bewegte, als er zu Johannes gegangen war und als er mit seiner Predigt begann – nämlich um die Frage:

Wie sollen wir uns verhalten, damit wir am Ende nicht sagen müssen: „Mist! Voll daneben! Davon distanziere ich mich heute!“ Oder positiv ausgedrückt: Wann werden wir nach unserem eigenen Urteil nicht vergebens gelebt haben? Wann werden wir *von uns aus* nicht so viel aus

unserem Leben streichen, dass es letztendlich einer leeren Rolle gleicht? Zu welchen unserer Taten und Worte werden wir wohl in alle Ewigkeit stehen wollen und stehen können?

Unter diesem Aspekt gewinnt Jesu Verkündigung eine ganz neue Bedeutung.

2. Welchen Gewinn bringt es uns, wenn wir auf Jesu Botschaft hören?

2.1 Was Jesus weiter brachte

Wir sahen: Dass Jesus sich von Johannes hatte taufen lassen, wird nur verständlich, wenn Jesus wie Johannes – und anders als die Pharisäer und Sadduzäer – in allernächster Zeit Gottes Gericht erwartet und mit Gottes Zorn gerechnet hatte. Und dennoch kehrte er aus der Wüste nach Galiläa mit einer durch und durch positiven frohen Botschaft zurück. Sie lautete – wie Sie ja wohl alle wissen:

„Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf die frohe Botschaft!“ (Mk 1,15)

Was hatte in Jesus wohl diese tiefgreifende Wende bewirkt?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir – bildlich gesprochen – noch einmal an den Jordan zurück, zu Johannes dem Täufer und zu den Menschen, die sich von ihm taufen ließen, weil sie das baldige göttliche Gericht erwarteten. Wie sah ihr Leben *nach* der Taufe durch Johannes aus?

Nun, es gab für sie in der Regel zwei Möglichkeiten:

Entweder kehrten sie nach Hause in ihren bisherigen Beruf zurück, um diesen nun möglichst korrekt zu praktizieren – so wie wir früher nach der Beichte mit dem Vorsatz die Kirche verließen, nun so zu leben, dass man nicht zu schnell wieder beichten müsste. Oder – und das war die zweite Möglichkeit – die Getauften blieben bei Johannes, um dessen Jünger zu werden.

Bei Jesus lief freilich alles anders. Er ging anschließend in die Wüste (Mk 1,12). Doch weshalb?

Hier möchte ich Ihnen zuerst nochmals einen Bericht aus *unseren* Tagen vorlesen. Er findet sich in dem bereits erwähnten Buch „An der Schwelle zum Jenseits“. Da schildert eine Frau, Mitte vierzig – aus der Nähe von Stuttgart, geschieden, mit zwei erwachsenen Kindern – folgendes Erlebnis:

„Es war im März 1996 in München. An diesem Tag hat mich mein damaliger Freund zum Essen in ein Lokal eingeladen, das im Münchener Stadtteil Haar liegt. Auf dem Weg dorthin liegt eine kleine Kapelle, die mich von einiger Entfernung schon wie ein Magnet anzog. Dieser Sog wurde, je näher wir kamen immer stärker, sodass ich nicht umhin kam, meinen Freund zu bitten, mit mir doch in diese Kapelle zu gehen. Wir waren kaum zwei Minuten drin, da bekam ich ein eigenartiges Gefühl, ich hatte den Drang, etwas aufzuschreiben zu müssen; doch wir hatten nichts dabei. Es wurde immer heller um mich herum (ich meine nicht die Helligkeit, die wir kennen, diese Helligkeit war weißer als Schnee), und ich wurde immer leichter. Dieses weiße Licht hat sich auf zwei wunderschöne, leuchtende Lichtwesen zentriert, die rechts und links neben mir standen und mich mit einer sanften und lieben Art aus meinem Körper geholt haben. Dabei war es mir, als ginge ein Schleier auf und ich konnte alles klar sehen; es war alles so wirklich, viel wirklicher als in diesem Leben. Zur selben Zeit als ich meinen Körper verließ, fiel alles Schwere, Angst, Leid usw. von mir ab, ich empfand nur noch ein unbeschreiblich großes, beglückendes Gefühl der Liebe. Es war mir, als hätte mich jemand, der aus reiner, unendlicher Liebe besteht, empfangen und mich auf wundervollste Weise in diese Liebe eingehüllt. Ich sah meinen Körper von oben, dabei hatte ich das Gefühl, diesem entwachsen zu sein. Von den zwei Lichtwesen wurde ich weitergeführt, immer noch in unendlich viel Liebe gehüllt, durch einen tiefschwarzen Tunnel. Es dauerte ein Weile, bis ich am anderen Ende des Tunnels Licht und meine Großeltern sah. So im Vorbeischweben sagten sie mir, dass sie nicht mich, sondern ihre Tochter abholen wollten; ich hätte noch ein bisschen was zu tun auf der Erde. Meine Großeltern sind weitergezogen und ich wurde weiter getragen in ein Farbenmeer, das so kraftvoll, so intensiv und doch so zart war – es kann nicht mit Worten gesagt

werden, dafür gibt es keine Worte. Diese Farbenpracht ging auf, man kann es nur leicht angehaucht mit einer Rose vergleichen. Je weiter ich durch das Farbenmeer kam, desto stärker hatte ich das Gefühl, nach Hause zu kommen. Ich ging hindurch und verschmolz mit diesen Farben, und doch war ich größer und mächtiger (ich meine nicht, vom ‚Macht haben‘ her) als man es sich je vorstellen kann. Niemand kann es sich vorstellen, der es nicht selbst gesehen hat. Mein Begleiter in der Kapelle bekam Angst, da ich so starr aussah, und klopfte auf mir herum. Im Sturzflug musste ich wieder in meinen Körper zurück, ich fühlte mich, als müsste man mich wie eine Ziehharmonika in diesen Körper hineinquetschen. Ich spürte viele Ketten um mich herum, so als wäre ich gefangen in meinem Körper, wobei dieses Gefühl nach ein paar Minuten wieder verschwand. Während meiner Reise sah und fühlte ich den Sinn des Lebens und spürte, wo die Werte des Menschen liegen oder liegen sollten. Ab dieser Zeit hat sich meine Lebenseinstellung sehr geändert. Ich weiß, dass wir so viele unsichtbare Helfer haben, wenn wir es nur wollen, und danke Gott jeden Tag für dieses wunderbare Erlebnis und die vielen unsichtbaren Helfer.“ (S. 33f)

Schütteln Sie jetzt bitte nicht den Kopf. Doch wenn wir das älteste Evangelium beim Wort nehmen, dann spricht alles dafür, dass Jesus unmittelbar nach seiner Taufe ein ähnliches Erlebnis hatte. Da heißt es nämlich:

„Und sofort während er aus dem Wasser hinaufstieg sah er die Himmel sich öffnen und den Geist wie eine Taube auf sich herabkommen. Und eine Stimme erging aus den Himmeln: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.“ (1,10f)

Erinnern wir uns: Wir Menschen sind in der Lage, in besonderen Situationen mit jener Wirklichkeit in Berührung zu kommen, die uns „an der Schwelle zum Jenseits“ unmittelbar erwartet.

Liegt es da nicht nahe anzunehmen, dass auch Jesus am Jordan in einer Situation äußerster seelischer Anspannung eine derartige Grenzerfahrung erlebte, die ihm bewusst machte, wie sehr Gott ihm zugeneigt und nahe war? Wird es da nicht verständlich, dass Jesus im Anschluss an dieses Erlebnis für sich einfach noch Zeit brauchte, um sich darüber klar zu werden, wie er auf Gottes offenkundige Zuneigung antworten könnte?

So gesehen wird es verständlich, dass Jesus unmittelbar nach der Taufe zunächst in die Wüste ging. Hierbei fällt nun freilich noch ein Zweites auf. Markus schreibt nämlich:

„Dort (in der Wüste) blieb Jesus vierzig Tage, versucht vom Satan. Und er war mit den Tieren und die Engel dienten ihm.“ (Mk 1,13)

Wenn wir diese älteste Notiz von Jesu Wüstenaufenthalt unvoreingenommen zur Kenntnis nehmen, müssten uns zwei Dinge auffallen:

Zunächst: Es ist keine Rede davon, dass Jesus in die Wüste getrieben wurde, um dort zu fasten. Im Gegenteil! Wenn es heißt:

„und er war mit den Tieren, und die Engel dienten ihm“, dann zeichnete dieses Bild für jüdische Ohren einen *paradiesischen* Zustand: Jesus lebt ungefährdet *mit* den Tieren der Wüste (und nicht einfach „unter den Tieren“, wie es in der Einheitsübersetzung heißt), und Jesus wird in all seinen Bedürfnissen von den Engeln versorgt.

Dass Jesus in die Wüste gegangen wäre, um dort zu fasten – damit begründen wir zwar normalerweise die 40tägige Fastenzeit vor Ostern, aber es findet sich keine einzige Stelle in den Evangelien, die darauf hinweist, dass Jesus in die Wüste oder in die Einsamkeit gegangen wäre, um dort zu fasten!

Es ist *zweitens* aber auch keine Rede davon, dass Jesus in die Wüste getrieben wurde, um dort vom Satan versucht zu werden. *Dass* Jesus während dieser Zeit vom Satan versucht wurde, wird zunächst einmal nur *als Faktum* festgestellt.

Was aber hatte Petrus – dessen Predigt Markus in seinem Evangelium ja aufzeichnete – zu dieser Notiz veranlasst? Was könnte ihn auf den Gedanken gebracht haben, Jesus wäre in dieser Zeit vom Satan versucht worden? Eine solche Versuchung gehörte weder in das Bild vom erwarteten *Messias*, noch glaubte man, der kommende *Menschensohn* müsse zuerst eine satanische Versuchung überstehen. Als *Messias* oder *Menschensohn* in der Wüste vom Satan versucht zu

werden – dieser Gedanke lag keinesfalls „in der Luft“ – und daher ist es sehr unwahrscheinlich, dass die Notiz von Jesu Versuchung von den späteren Christen einfach deshalb erfunden wurde, weil sie nach allgemeiner Vorstellung im Leben des Messias oder des Menschensohns hätte vorkommen müssen!

Worauf könnte diese Notiz also zurückgehen, dass der Geist Jesus in die Wüste getrieben habe und dass er dort vom Satan versucht wurde – in einer Zeit, die Jesus selbst als paradiesisch erlebte?

Die ungezwungenste Erklärung scheint mir immer noch die zu sein, die diese Notiz auf eine Bemerkung Jesu selbst zurückführt, weil sie nicht nur einen Hinweis darauf enthält, *weshalb* es in Jesu Gottesbild zu einem derart tiefgreifenden Wechsel in seinem Gottesbild gekommen war, dass er nach der Gerichts predigt Johannes des Täufers *sein Evangelium*, seine *frohe* Botschaft verkünden konnte. Die Notiz von Jesu Versuchung in der Wüste spricht zugleich davon, dass auch für Jesus selbst der Wechsel in seinem Gottesbild nicht problemlos gewesen war.

Lassen Sie mich versuchen, dies Ihnen zu zeigen.

Also: Weshalb könnte die Notiz, *dass* Jesus in der Wüste vom Satan versucht wurde, einen Hinweis darauf enthalten, wie es überhaupt zu einem Wechsel in Jesu Gottesbild gekommen war?

2.2 Eine umwerfende Einsicht

Innerhalb der Jesus-Überlieferung gibt es ein Wort, in dem Jesus selbst – ein einziges Mal! – von einer persönlichen Vision spricht (und dieses Wort ist so eigenartig-unerfindlich, dass es selbst von der kritischsten Wissenschaft Jesus nicht abgesprochen wird!) Es lautet:

„Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen!“ (Lk 10,18)

Was war Jesus in diesem Bild bewusst geworden?

Wir verstehen dies sehr schnell, wenn wir daran denken, dass der Satan nach jüdischem Glauben – den Jesus ja teilte! – *kein gefallener Engel* war, dass er vielmehr als Gottes Geschöpf mit einer spezifischen Aufgabe in den Himmel gehörte. Seine *gottgewollte* Funktion war dort (nach damaligem jüdischen Glauben!) die des *Anklägers* (Ijob 1,6-12; Sach 3,1-4). Wenn der Satan nun aber vor allem der Ankläger war, dann machte diese Vision, die Jesus aufgrund eines erneuten, zweiten Transzendenzerlebnisses zuteil geworden war, Jesus etwas sehr Wichtiges einsichtig:

Derjenige, der bislang die Menschen nach Gottes Willen anzuklagen hatte, hat keinen Platz mehr *vor* Gott und damit auch keinen Einfluss mehr *auf* Gott. Gott ist nicht länger willens, sich von den Vergehen der Menschen beeinflussen zu lassen und den Menschen als Richter gegenüber zu treten. Das mochte bis zum Auftreten des Täufers noch so gewesen sein. Diese Vision war keine Kritik an Johannes dem Täufer. Nur – *jetzt* war es anders! In diesem Augenblick hatte sich Jesu Gottesbild grundlegend geändert.

Will man nun nicht annehmen, dass es in Jesu psychisch-geistigem Leben keine Entwicklung gab – oder das reine Chaos herrschte –, legt es sich nahe, nach dem Zeitpunkt und nach den Umständen zu fragen, an dem es und unter denen es zu dieser Vision gekommen sein könnte. Und da bietet sich keine andere Zeit so an wie Jesu Wüstenaufenthalt.

Denn zum einen hatte Jesus damals – nicht zuletzt aus der Verkündigung des Johannes, dem er ja hautnah begegnet war und dem er innerlich zugestimmt hatte – aus dieser Begegnung hatte Jesus Gott noch immer als den „Weltenrichter“ im Kopf. Und in Gottes Gericht würde auch der Satan als Ankläger eine wesentliche Rolle spielen.

Andererseits hatte Jesus zuinnerst unbestreitbar Gottes *Zuneigung* erlebt. Nicht wie der Täufer ihn angekündigt hatte, war Gott ihm entgegengekommen, sondern so wie der Prophet Hosea es geschildert hatte:

„Mein Herz wendet sich gegen mich, mein Mitleid lodert auf. Ich will meinen glühenden Zorn nicht vollstrecken und Efraim nicht noch einmal vernichten. Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch,

der Heilige in deiner Mitte. Darum komme ich nicht in der Hitze des Zorns.“ (Hos 11,8b.9)

Wer also war Gott und wie würde Israel ihn nun in Bälde wirklich erleben?

So gesehen haben wir allen Grund anzunehmen, dass damals in der Wüste, gleich nach dem Erlebnis am Jordan, „*zwei Seelen*“ in Jesu Brust stritten – und genau davon handelt jene Notiz von Jesu Versuchung durch den Satan!

Denn gewiss hätte Jesus *seiner* Erfahrung leichter trauen können, wenn sich – bildlich gesprochen – nicht immer wieder der Satan dazwischen gedrängt hätte. Würde der nicht doch am Ende das letzte Wort vor Gott behalten (vgl. Sach 3,1)?

Nichts spricht dagegen, dass wir Jesu Versuchung durch den Satan in dieser Weise verstehen: Das Bild des Satans, das sich Jesus eingeprägt hatte, bedrängte und versuchte Jesus in seiner so beglückend neuen Gotteserfahrung - bis zu jenem Augenblick, in dem es Jesus ganz klar wurde: Der Satan wird vor Gott keine Rolle mehr spielen, weil Gott ihn nicht mehr länger sehen und hören will.

Von *diesem* Augenblick berichtet jene Vision:

„Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen!“

Eine solche Sicht erklärt m.E. am ungezwungensten, dass im Markus-Evangelium, im Zusammenhang mit Jesu Aufenthalt in der Wüste, auch von Jesu Versuchung durch den Satan die Rede ist – und das, obgleich in den Köpfen der damaligen Menschen eine solch satanische Versuchung weder im Leben des *Messias* noch beim *Menschensohn* erwartet wurde. Die Notiz von Jesu Versuchung durch den Satan wird am verständlichsten, wenn wir in ihr nicht einfach nur eine „theologische Erfindung“ der ersten Christen sehen! Vielmehr:

Wenn Jesus auf den Beginn seines Weges zu sprechen kam – vielleicht nur seinen engsten Vertrauten gegenüber (vgl. Mk 9,2; 14,13!) und vielleicht auch ihnen gegenüber nur in Andeutungen - , sollte Jesus da sein Ringen mit dem Satan völlig unerwähnt gelassen haben? Doch es war für Jesus eingebettet in die Erfahrung tiefer Geborgenheit:

„Und er lebte mit den Tieren und die Engel dienten ihm.“

Wenn wir Jesu Versuchung durch den Satan in dieser Weise als Jesu Ringen um das rechte Gottesbild verstehen, dann wird es zunächst einmal rückblickend verständlich, weshalb es Jesus schlussendlich dazu drängte, *sein* Gottesbild öffentlich zu verkünden, nachdem Gott selbst der Verkündigung des Täufers durch dessen Gefangensetzung ein Ende gemacht hatte. Es ist eben mehr als nur eine historisch korrekte Notiz, wenn Markus im Anschluss an Jesu Wüstenaufenthalt fortfährt:

„Nachdem aber Johannes überliefert worden war [und das bedeutete in den Ohren der damaligen jüdischen Menschen: „nachdem Gott Johannes überliefert hatte“!], da kam Jesus nach Galiläa indem er das Evangelium Gottes verkündete.“ (Mk 1,14)

Wenn wir Jesu Versuchung durch den Satan als Jesu Ringen um das rechte Gottesbild verstehen, dann haben wir aber auch ganz aktuell den ersten Teil der Antwort auf den Untertitel unseres heutigen Abends gefunden: *Jesu Botschaft für die heutige Zeit*.

Jesu Botschaft lautet dann nämlich – in unsere Sprache übersetzt und dem überraschend ähnlich, was wir den so genannten Nahtoderfahrungen entnehmen:

„Ihr Menschen, bedenkt: Wenn ihr den Schritt aus dieser Welt hinaus machen, wenn ihr ins Jenseits hinüber gehen werdet, dann erwartet euch kein Ankläger und kein Gericht! Dann werden nicht die Dinge eine Rolle spielen, die euch missraten sind und worin ihr euch verfehlt habt. Für Gott ist anderes wichtig!“

Damit stehen wir aber beim zweiten wichtigen Punkt von Jesu Botschaft. Um ihn ganz verstehen zu können, müssen wir freilich zunächst noch einmal in Jesu Leben zurück gehen.

2.3 Worauf wir zugehen

Wir sahen: Für Jesus gab es keinen Zweifel daran, dass Gott in Kürze in die Welt kommen werde, um ihr ein Ende zu bereiten: „Die Zeit ist voll!“

Und wir sahen auch: An dieser Überzeugung hatte sich für Jesus zu keiner Zeit etwas geändert. Geändert hatte sich nur das Bild von Gott: Gott würde nicht als Richter kommen, der in seinem

Gericht alle Menschen für ihr Tun zur Rechenschaft ziehen würde. Gott würde nicht kommen, um einen jeden Baum, der keine Frucht hervorbringt, umzuhauen und ins Feuer zu werfen (vgl. Mt 3,10).

Doch wie und wozu würde Gott dann kommen? Welches Bild von Gott hatte Jesus jetzt? Wie sah jetzt, *nach* dem Sturz Satans, das Ende aus, auf das wir Menschen nach Jesu Überzeugung zugehen?

Es ist eine unübersehbare und unbestreitbare Eigenart in Jesu Verhalten, die uns diese Frage beantwortet. Und dieses auffällige Verhalten ist für uns deshalb so wichtig, weil es nicht erfunden und in Jesu Leben zurückprojiziert sein kann, da es von den ersten Christen sehr schnell wieder aufgegeben wurde.

Also: Anders als die Jünger des Johannes und anders als die Pharisäer fastete Jesus mit seinen Jüngern nämlich *nicht*! Darauf angesprochen antwortete Jesus mit der Gegenfrage: „Können denn ‚die Söhne des Brautgemachs‘ [d.h. die Freunde des Bräutigams, *nicht* die Hochzeitgäste im allgemeinen, wie unsere Bibelübersetzungen gewöhnlich glauben lassen!] fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?“ (Mk 2,19)

Wenn wir verstehen wollen, was Jesus damit wirklich meinte, müssen wir ein Doppeltes beachten: Wer war der Bräutigam? *Und*: Was war die Funktion der „Söhne des Brautgemachs“?

Wir sind es zwar gewohnt, in dem Bräutigam Jesus und in den „Söhnen des Brautgemachs“ Jesu Jünger zu sehen, doch so konnte Jesus sein Wort (und sein Verhalten) niemals gemeint haben. Das hätte niemand verstanden, da es für Israel nur *einen* Bräutigam gab: Jahwe selbst (Hos 2,18-25; Jes 62,5) – und *Er* hatte seinem Volk versprochen, es am Ende *in die Wüste* zu führen und sich ihm dann anzutrauen: „Darum will ich selbst sie verlocken. Ich will sie in die Wüste hinausführen und sie umwerben... Ich traue mich dir an um den Brautpreis von Gerechtigkeit und Recht,

von Liebe und Erbarmen. Ich traue mich dir an um den Brautpreis meiner Treue:

Dann wirst du den Herrn erkennen.“ (Hos 2,16.21f)

Gott würde in Kürze kommen, ja! Aber nicht als Richter, sondern als Bräutigam, um sich – bildlich gesprochen - mit Israel in einer großen Hochzeit zu vermählen (vgl. Mt 25,1ff: Auch in diesem Gleichnis war ursprünglich nicht Jesus der Bräutigam!). Und zu dieser Vermählung war Gott nach Jesu Überzeugung – wiederum bildlich gesprochen – bereits aufgebrochen und *in Israel* gegenwärtig unterwegs.

Nur deshalb konnte Jesus sich und seine Freunde als „Söhne des Brautgemachs“ bezeichnen; denn die so genannten Söhne des Brautgemachs waren die *Freunde* des Bräutigams. Sie hatten eine doppelte Funktion: Sie begleiteten den Bräutigam, wenn er die Braut vom Haus ihrer Eltern unter Musik und Paukenschlägen zu sich heimholte, und sie umringten zusammen mit dem Bräutigam die Säufte der Braut und machten so ihre Mitmenschen darauf aufmerksam, dass in Kürze Hochzeit gefeiert werde.

Gott war also in den Augen Jesu damals, am Ende der 20er Jahre unserer Zeitrechnung, vom Himmel her aufgebrochen und zu Hochzeit bereits in Israel unterwegs. Deshalb lautete Jesu Botschaft – anders als die des Täufers - : „Die Zeit ist voll! Das Reich Gottes ist da!“

Nun hatte Jesus sich freilich auch in dieser Annahme getäuscht! Gott war nicht vom Himmel her aufgebrochen, um in den nächsten Wochen oder Monaten mit seinem Volk ein großes Fest zu feiern. Kann dann aber Jesu Ruf: „Das Reich Gottes ist da!“ für uns noch irgendeine Bedeutung haben? Ganz gewiss, wenn wir hier zwei Dinge beachten:

a) Durch die Vision vom Satanssturz und durch die damit zusammenhängende Erwartung Gottes als Israels Bräutigam war – etwas salopp ausgedrückt – aus dem Pessimisten Jesus der Optimist Jesus geworden, der seine Gegenwart in einem ganz neuen Licht sah. In seinen Augen gab es keinen Grund mehr zum Fasten, sondern Festen und Feiern war angesagt!

Diese unbestreitbare Wende in Jesu Weltanschauung hat dann aber auch für uns heute noch eine grundlegende und entscheidende Bedeutung, wenn wir sie uns von der modernen Hirnforschung, der so genannten kognitiven Neurobiologie, erklären lassen. Denn dieser neue

Zweig der medizinischen Wissenschaft hat (nach den Worten von Prof. Gerhard Roth, Professor für Verhaltensphysiologie in Bremen) Folgendes herausgefunden:

Den beiden Systemen in unserem Gehirn, die alle unsere Wahrnehmungen und Eindrücke emotional und rational bewerten, ist ein drittes System zugeordnet, das so genannte „Aufmerksamkeitssystem, das unseren Blick unbewusst oder bewusst auf dasjenige lenkt, was für das Gehirn auffallend und wichtig erscheint. Diese Aufmerksamkeitssteuerung ist ein wichtiger Teil des Bewertungssystems, denn was wir nicht mit dem ‚Scheinwerfer‘ der Aufmerksamkeit erfassen, kann uns auch nicht stark bewegen. ‚Optimisten‘ – so zeigt die Forschung – finden keineswegs alles höchst positiv, was überhaupt passiert, sondern sie wenden ihre Aufmerksamkeit bevorzugt dem Positiven zu und beschäftigen sich damit ausdauernd. Ängstliche Menschen hingegen werden, wie wir gehört haben, magisch von den negativen Dingen in ihrer Umwelt angezogen. Beide haben also buchstäblich eine andere Sichtweise der Welt und ihrer eigenen Existenz.“ (Fühlen – Denken – Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Suhrkamp-Verlag Frankfurt a.M. 2001, 322)

Auf Jesus übertragen bedeutet dies:

Weil es für Jesus seit jener Vision vom Satanssturz keinen Zweifel mehr daran gab: Gott wird nicht kommen, um das Leben der Welt und der Menschen abzubrechen und zu zerstören, sondern Gott wird kommen, um in dieser unserer bestehenden Welt sozusagen mit allen ein großes, ewiges Fest zu feiern, ohne irgend jemand davon auszuschließen - deshalb sah Jesus derart optimistisch gestimmt plötzlich auch seine Gegenwart viel, viel positiver als früher – und deshalb lautete seine Botschaft nun eben:

„Die Zeit ist voll, das Reich Gottes *ist da!*“ Es bedarf keines Gerichts, es bedarf keiner Ablösung der alten Welt, es bedarf keiner neuen Schöpfung, damit Gott sein Ziel erreichen kann!

Was bedeutet diese Überzeugung Jesu für uns heute?

Hier muss ich Sie noch einmal, ein letztes Mal um ein wenig „Gedankenarbeit“ bitten:

Der Begriff „Reich Gottes / Herrschaft Gottes“ war in Israel von Anfang an mit ganz bestimmten *Erfahrungen* verbunden:

Die erste, grundlegende Erfahrung war Israels Befreiung aus der Sklaverei Ägyptens. Hier hatten die Menschen erlebt, dass *ihr* Gott, Jahwe, die Freiheit will und dass er auch die Macht hat, ein Leben in Freiheit für seine Menschen zu bewirken.

Mit der Herrschaft Gottes war für Israel aber auch das Erlebnis am Sinai verbunden. Hier hatte Israel erfahren, dass es für Gott nicht gleichgültig ist, wie wir Menschen uns verhalten. Weshalb?

Den Grund dafür erlebte Israel sozusagen in einem dritten Schritt: Wo immer Gottes Wille beispielsweise in der Form der 10 Gebote befolgt wurde, wurde das Leben in der Familie, in der Sippe, im ganzen Reich tatsächlich *gut*.

Und so erlebten die Menschen in Israel am eigenen Leib: Unser Leben trägt in sich – so wie es ist – die Möglichkeit, gut und glücklich zu werden, und diese Möglichkeit wird Wirklichkeit, *wenn* wir den Gott Jahwe als unseren König anerkennen und deshalb *seinen* Willen erfüllen. Oder anders ausgedrückt: Wenn wir werden, was wir im Grunde sind – der Ort, an dem Gott gleichsam im Hintergrund als Schöpfer bereits König *ist* –, dann leben wir alle in Freiheit, im Wohlstand, im Glück!

Nun hatten die Menschen in Israel freilich auch immer wieder erleben müssen, dass das glückliche Leben im Reiche Gottes gestört und zerstört wurde: dadurch, dass Menschen Gottes guten Willen eben nicht befolgten, aber auch durch viele Katastrophen, die von außen her einbrachen – in der Gestalt der Feinde, der Naturkatastrophen und der vielen tödlichen Krankheiten und Unglücksfälle.

Deshalb richtete sich die Hoffnung der Israeliten auf eine *neue* Welt, die dann nur noch von *guten* Menschen bevölkert würde und in der es keine Katastrophen mehr geben würde. Diese neue Welt, die mit der alten nichts mehr zu tun haben würde – sie wäre dann endlich *das* Reich Gottes, der Ort der wirklichen und uneingeschränkten Herrschaft Gottes.

Damit verlor aber die gegenwärtige Welt immer mehr ihren Wert und ihren Glanz – und alle Hoffnung richtete sich auf die kommende Welt.

Hier setzte nun Jesu *neue* Botschaft ein, indem er – bildlich ausgedrückt – behauptete:

„Hofft nicht immer nur auf morgen! In unserer Gegenwart steckt bereits das Reich, die Herrschaft Gottes. Wir können sie bereits in unserem Leben erfahren. Unser Leben trägt alle Möglichkeiten schon in sich. Nichts muss zuerst abgebrochen und zerstört werden, damit wir dann, danach in einem neuen Lebensraum erleben, dass Gott und wie Gott König ist, und wie ein Leben aussieht, das von Gott erschaffen und geprägt wird.“

Deshalb: Macht nicht so weiter wie bisher! Kehrt um und vertraut auf die frohe Botschaft von Gott!“

Das heißt kurz und knapp:

Nach Jesu Botschaft muss kein Mensch darauf warten oder irgendwo anders, sozusagen außerhalb seines bisherigen Lebensraums, danach suchen, bis er dem Reich Gottes / der Herrschaft Gottes begegnet.

Dazu passt nun sehr genau, was wir von denen hören, die „an der Schwelle zum Jenseits“ waren: Kein Mensch wird da gefragt, weshalb er nicht dies oder das als Schatz seines Lebens mitbringen würde, vielmehr sind es die Ereignisse unseres jeweiligen *konkreten* Lebens, die einmal den Wert, den ewigen Wert und Reichtum unseres Lebens ausmachen werden.

Das macht den ersten Teil von Jesu Botschaft aus. Ihr zweiter Teil lautet:

Zu Gottes Reich kommt es dadurch, dass eine große Einheit voll Freude von Gott her geschenkt wird – „das Hochzeitsmahl“ - , geprägt und getragen von *Gottes* Entgegenkommen und Liebe.

Und auch das passt zu den Erfahrungen derer, die mit dem „Jenseits“ in Berührung kamen:

„Auf einmal schwebte ich durch einen langen dunklen Tunnel. Am Ende desselben wurde es zusehends heller und ich gelangte in... (einen) unendlichen, weißen Raum. Mir begegnete eine große, weiße, Güte ausstrahlende Gestalt... Er strahlte so viel Liebe und Zuwendung aus, dass ich vor Glück und Wohlbefinden glaubte, bersten zu müssen.“ (An der Schwelle zum Jenseits: Günter

Düthorn, S. 16f)

„Zur selben Zeit als ich meinen Körper verließ, fiel alles Schwere, Angst, Leid usw. von mir ab, ich empfand nur noch ein unbeschreiblich großes, beglückendes Gefühl der Liebe. Es war mir, als hätte mich jemand, der aus reiner unendlicher Liebe besteht, empfangen und mich auf wundervollste Weise in diese Liebe eingehüllt.“ (a.a.O. 33)

Wenn wir diesen Erlebnissen trauen, dann bedeutet dies doch:

Wo wir dem Licht und der Liebe Raum geben und wo wir es zulassen, dass die Güte unser Leben gestaltet, dort kommt – ob wir es wissen oder nicht – auch schon in unserem „normalen“ Leben das Jenseits, das Reich Gottes, vor. Und eben deshalb wird genau das nie vergebens sein, sondern uns in die Ewigkeit hinein begleiten, womit wir unsere kleine und große Welt ein wenig heller und liebevoller gemacht haben.

Wie dies nach Jesu Beispiel geschehen könnte – das im Einzelnen zu zeigen, würde einen eigenen Abend verlangen. Deshalb möchte ich Ihnen zum Schluss nur noch *ein* Beispiel erzählen, das m.E. auf seine Weise Jesu Botschaft ganz aktuell bestätigt. Sie haben es vielleicht sogar selbst gesehen, am Dienstag der vergangenen Woche (17. 06. 03), im ZDF, in der Reihe 37°. Die Sendung trug den Titel: „*Täter wider Willen*. Das Unglück nach dem Unfall. Wie gehen Unfallverursacher und Opfer miteinander um?“ – Dieser Film schilderte auch folgenden Fall:

Ein Vater hatte durch einen selbst verursachten Unfall seinen damals dreijährigen Sohn so schwer verletzt, dass dieser – auch noch infolge einer späteren Infektion – für sein weiteres Leben körperlich und geistig schwer behindert blieb. Verständlicherweise wurde das Familienleben dadurch schwer belastet, leise und laute Vorwürfe brachen auf, so dass man nicht überrascht gewesen wäre, wenn diese Familie unter ihrer Belastung auseinander gebrochen und ein jedes nur

noch darauf bedacht gewesen wäre, sein eigenes Leben zu retten und für sich selbst ein reicheres, bunteres Leben zu suchen. Weshalb geschah es trotzdem nicht?

Die Frau des „Unfallverursachers“ erklärt es so:

„Wahrscheinlich wäre ich nicht glücklicher, wenn ich sagen würde: ich will aus allem raus – wenn man so lange zusammen lebt – man hat sich so aneinander gewöhnt – man weiß dann gar nicht mehr, was man hat – dass man sich lieb hat – aber eigentlich hat man sich schon.“

Uli ist schon der beste Freund, den ich hab. – Ich hoffe, dass ich ihm verziehen hab.“

Bestärkt durch dieses Beispiel möchte ich in *einem* Satz die Frage, was denn nun das Christ sein ausmache, so beantworten:

Christ sein bedeutet m.E., im Vertrauen auf Jesu Botschaft trotz aller Enttäuschungen sich *mit Sachverstand* immer aufs Neue für die Liebe zu entscheiden: zu Hause und im Beruf, in guten wie in bösen Tagen, bei seinen Freunden, aber auch draußen „in der rauen Welt“.

*Dr. Meinrad Limbeck
ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen*